

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338740](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338740)

reichen Vergoldung, feinen frohen, hellen Farben, dem duftigen, luftigen Rankenwerk, in dem Böglein sitzen. Meister Thomas Buscher, geboren in dem nahen Gamburg, Professor in München, hat in diesem geschnitzten Martinsaltar mit charakteristischen Figuren voll Ernst und Herbe aus dem Leben des heiligen Kirchenpatrons ein raffiges, poesievolles Werk geschaffen, das feinen Genuß bereitet.

Neben der Kirche, ganz an die Häuser angelehnt, steht bescheiden die wunderfame, spätgotische St. Sebastianskapelle, zur Zeit des schwarzen Todes (Pest) 1347 errichtet. „Der verwahrloste Bau, der zu den köstlichsten Werken des ganzen Hinterlandes gehört“, wird eben etwas ausgebessert.

Am Marktplatz ist die sog. Klosterkirche. Nebenan, wo heute das Vorseminar ist, war das Franziskanerkloster, das von 1629 bis 1823 bestand.

Um das alte Wahrzeichen der Stadt, den hohen, runden, mächtigen Türmersturm, legt sich ein Gebäudekomplex, das alte Schloß, ehemaliges mainzisches Amtshaus.

Im alten idyllischen Peterskirchlein — Portal 1584 — beim Spital soll jetzt durch eine Kunst- und altertumsbegeisterte Gesellschaft ein Heimatmuseum eingerichtet werden.

Zahlreiche Kapellen in und rings um die Stadt, alte Bildstöcke aus allen Jahrhunderten zeigen, daß wir auf urkatholischem Boden stehen, im Herzen des katholischen, badischen Frankenlandes. Keine Gegend bringt so viele Geistliche hervor, als das sog. „heilige Land“. Nirgends ist das kirchliche Leben so ausgeprägt als hier. Die Fürstbischöfe von Mainz und Würzburg, unter deren Krummstab das Land stand, meist auch politisch, haben viel für ihr Franken getan; man begegnet ihren Spuren auf Schritt und Tritt. Der Amtsbezirk Tauberbischofsheim ist fast ganz katholisch. Der katholische Glaube ist hier mit dem Volke fest verwachsen. Der Franke ist kirchentreu, hält viel auf Andachten und feierlichen Gottesdienst, besonders singt er gerne und eigentlich immer in der Kirche. Bei kirchlichen Kollekten stehen

Eine Einwendung. Ein Baptistenprediger nahm einst die Taufe von Neubefehrten vor und sagte, als die Reihe an einen bejahrten, wenig Vertrauen erweckenden Mann kam, die übliche Frage: „Hat irgend jemand eine Einwendung gegen die Taufe dieses Mannes zu machen?“ Ein Mann meldete sich und sagte: „Herr Prediger, ich will mich nicht in Ihr Geschäft mischen, aber den Täufling, den Sie vor sich haben, kenne ich gut; ein einmaliges Untertauchen wird dem alten Sünder nichts nützen. Wenn Sie alle Sünden aus

die Taubergründer immer wieder an erster Stelle. Auch politisch ist das schwarze Hinterland ja bekannt. Die letzten 10 Jahre sind in religiöser und politischer Beziehung auch hier leider nicht spurlos vorübergegangen. Der Dialekt ist der ostfränkische. Eine Probe, „Der rote Jakob“, ist von dem zu Bischofsheim geborenen, leider im Felde gefallenen, lieben und guten Professor Josef Dürr.

Der Franke ist von Charakter lebhaft und beweglich, nicht so ernst und schwerblütig wie der Alemanne, auch nicht so eckig und eigensinnig wie der echte Schwabe; er ist heiter, gesprächig und durchaus fleißig und strebsam. Auch seine Fehler, die aus seinem Charakter entspringen, mag er haben. Der Oberländer betont in dem Viedlein besonders den letzten Teil, wenn er singt:

Ein bissele Lieb, ein bissele Treu
Und ein bissele Falschheit ist alleweil dabei.
Ob's wahr ist?

Zum Schluß steigen wir noch auf den Hühberg, der wie ein Keil zwischen Tauber- und Breimbachal sich gegen die Stadt vorschiebt. Da liegt das Herz des Taubertals vor uns, das weite, grüne, sonnige Tal, oben die Orte Dittigheim, Distelhausen, unten Impfingen, Werbach, Hochhausen, zu Füßen das liebe „Bischeme“. Gerade unter uns, das große, rote Haus, ist das Gymnasium. Rechts oben am Breimbachal schaut weit hinaus das bekannte Erzbischöfliche Gymnasialkonvikt. Draußen am Bahnhof das lange, hohe Gebäude, ist die Zentrale der landwirtschaftlichen Lagerhäuser, die ein Duzend Filialen hat im „Hinterland“, mit mächtigem Umsatz, von vielen gerühmt und geschätzt, von manchen auch angefeindet. Der Türmersturm grüßt freundlich herauf, als wollte er sagen: „Ich kenne meine Taubergründer, wir bleiben die Alten.“ — Nun kehren wir drunten im „Badischen Hof“ ein und trinken ein Viertel Marbacher. Profit! Die Taubergründer sollen leben! Nächstes Jahr, so Gott will, setzen wir unsere Wanderung fort.

ihm herauswaschen wollen, dann müssen Sie ihn schon über Nacht einweichen.“

Etwas von der Gans. Lehrer: „Antworte mir, Karlchen, was für einen Nutzen haben wir von der Gans?“ Karlchen: „Die Gans liefert uns Gänsebraten, Gänsefleisch und Gänsejohannis.“ Lehrer: „Was noch?“ Karlchen: „Sie legt auch noch Eier.“ Lehrer: „Das ist noch nicht alles. Die Hauptfrage hast du vergessen, Karlchen! Was liefert uns die Gans noch? — — Nun, was habt ihr zu Hause in den Betten?“ Karlchen: „Wangen!“

Der Vetter aus Amerika.

Eine Geschichte vom Reimmühl.

Der Ferpeter von Grünsteig hat sein Lebttag die Menschen für Narren gehalten und viel heillojen, tollen Schabernad gestiftet; einmal aber ist ihm ein Streich von heilsamer, frommer Wirkung gelungen. Das kam so.

Lebten in besagtem Grünsteig zwei Schwäger, der Schneider Serbaz und der Schuster David. Beide hatten eine Tochter des Kramers Jakob geheiratet, der Serbaz die Kathi und der David die Kesi, beide waren stark oben hinaus, beide die gleichen Klemmjackel und Nagelbeißer, welche die Laus um den Hals, beide dieselben Hitzel, welche überdampften, sobald ihnen jemand nicht in allem recht gab. Im gleichen Jahre hatten sie die zwei Schwestern geheiratet und lange Zeit in bester Freundschaft harmoniert. Da starb der Kramers Jakob und hinterließ ein schönes Vermögen. Niemand hatte etwas zu fordern als Lorenz, der jüngere Bruder des Kramers; dieser war aber vor zwanzig Jahren nach Amerika ausgewandert und hatte seitdem keine Silbe mehr hören lassen, auch kein Lebenszeichen mehr gegeben, mußte darum als verstorben und gestorben gelten. blieb nun den zwei Töchtern, als einzigen Kindern, die ganze Hinterlassenschaft des Kramers. Bei der Teilung gerieten die Schwestermänner in Streit; jeder glaubte, das kürzere Trumm gezogen zu haben. Nachdem sie sich gegenseitig mehr als die Wahrheit gesagt hatten, kamen sie zu handgreiflichen Weisheiten; es folgte ein langer Prozeß und das Ende war eine helle Feindschaft, die grimmiger flackerte als der türkische Krieg. — Nicht nur, daß sie jetzt kein Wörtlein mehr mitsammen redeten, sie gingen sich auch einen Büchsenhieb aus dem Wege, falls sie doch einmal ungeachtet aneinander vorbeikamen, machten beide „linksa'schaut“, spuckten sich aber rechts vor die Füße, der eine triegte den Schüttelfrost, der andere das Gallfieber, kurz, sie waren mitsammen wie Pilatus und Herodes, wie Es nahe die heilige Osterzeit, aber die beiden entzogen sich ihrer Christenpflicht und mieden sorgsam den Beichtstuhl — weil es doch umsonst wäre. Vergebens drangen die Freunde und Nachbarn in sie, vergebens der Pfarrer, welcher ihnen mit flammenden Worten den sündhaften Krieg und das Aergerniß vor Augen hielt. Die zwei Kämpel blieben steif und haarig. Der Schneider ging überhaupt nicht mehr in die Kirche; denn, sagte er, es müßten doch alle Heiligen heraus, wenn der Schuster drinnen sei. Der Schuster hingegen erklärte, er möge gar nicht in den Himmel, wenn der Schneider hineinkomme; das habe jedoch keine Gefahr, denn auf den

Schneider passe drüben ganz ein anderer als der Himmelspfortner.

Wie kein Register mehr zog und alle Veröhnungsanhalten das Feuer nur schürten, beschloß der Ferpeter, sich ins Mittel zu legen.

Am Ostermontag erhielt der Schuster David einen Brief aus Innsbruck, in dem mit großen, starken Buchstaben geschrieben stand: „Lieber Vettermann! Endlich nach zwanzig Jahren kehre ich aus dem herzlosen Amerika wieder in meine liebe Heimat zurück. Ich bin schon in Innsbruck und werde, sobald ich die nötigen Einkäufe besorgt habe, schnell nach Grünsteig reisen. Wie ich hier erfahre, ist mein Bruder Jakob gestorben und Du hast seine Tochter Kesi geheiratet. Die Kesi ist immer mein Lieblingsbäschen gewesen und ich habe sie als Kind so gerne auf meinen Armen geschaukelt. Mit ganzem Herzen verlangt es mich, mein Bäschen, das jetzt wohl groß und schön sein wird, wiederzusehen und auch Dich, ihren Mann; denn ihr zwei seid die nächsten und liebsten Menschen, die ich auf Erden hab'. Bei euch möcht' ich meine alten Tage in Ruhe und Glück verbringen. — Zwar steh' ich noch in den besten Jahren, bin rüstig und gut erhalten; aber ich habe es nicht mehr nötig, länger zu schinden und zu radern. Ich besitze als Erbsparnis zweimalhunderttausend Dollars und habe niemand, dem ich mein Vermögen hinterlassen könnte, als euch, meine zwei liebsten Vetterleute. Recht freuen tät es mich, wenn ihr mich liebevoll aufnehmen und herzlich empfangen würdet. Am nächsten Samstag, den 12. April, abends um 7 Uhr, komme ich mit eigenem Zweispänner nach Grünsteig und stelle beim Schlüsselwirt ein. Ich hoffe, Dich dortselbst zu treffen. Du mußt aber eine rote Schleife in das oberste Knopfloch Deines Rockes binden, damit ich Dich gleich erkenne und schnell an mein sehnenndes Herz drücken kann. Und hernach führst Du mich gleich zu meinem Bäschen. Ich erwarte es laun, euch recht innig zu begrüßen. Vergiß nicht, am 12. April, sieben Uhr abends! Wir Amerikaner sind pünktlich. Auch die rote Schleife mußt Du unbedingt tragen, daß ich Dich rasch finde; denn ich bin etwas leutsüch und unbeholfen unter fremden Menschen. In dessen zeichnet mit tausend Grüßen an die Kesi und Dich Euer liebender Vetter
Lorenz Reimann, vom Kramers.“

Ein vollständig gleichlautendes Schreiben aus Innsbruck erhielt auch der Schneider Serbaz am Ostermontag. Nur hieß in diesem Briefe das Lieblingsbäschen des Veters nicht Kesi, sondern Kathi, und die Stunde des Zusammentreffens beim Schlüsselwirt war auf punkt 8 Uhr abends angesetzt.

Nun herrschte beim Schuster und Schneider eitel Wonne. Die beiderseitigen Eheväter

zitterten vor freudiger Erwartung und sie vermochten in ihrer Erregung bis zum Samstag fast nicht zu schlafen. In beiden Häusern wurde das beste Zimmer ausgeräumt, neu hergerichtet und herzig verziert. Auch wurden die schönsten Kleider zum Empfang vorbereitet. Das goldene Geheimnis aber hüteten beide Teile in strengster Verschwiegenheit, auf daß ihnen ja niemand den amerikanischen Vetter abspenstig machen könne.

Am Weizen Samstag abends um drei Viertel auf sieben Uhr rückte der Schuster David beim Schlüsselwirt ein. Er war glatt rasiert und hatte seine Jägermontur angezogen, den lichtbraunen Rock mit grün-samtenen Aufschlägen, die glänzigen, hohen Rohrstiefel, die grünseidene Weste mit breiter silberner Uhrkette; auf dem Haupt trug er den grauen Schützenhut mit prächtiger Flaumfeder, in seinem obersten Knopfloch aber prangte eine stattliche, spannenlange Schleife aus roter Seide. So schön hatte man den Schuster noch nie gesehen, er war heute fast nicht zu kennen. Aber er kam nicht allein, sondern führte seine bessere Ehehälfte, die Nesi, mit sich, welche ihren glänzendsten Festtagsstaat und auf der Brust ebenfalls eine rotseidene Schleife trug. Als die beiden ins Gastzimmer hereinspazierten, trafen sie dasselbst eine auffallend zahlreiche Gesellschaft. Mit lautem Hallo wurden sie von den Gästen, unter denen sich auch der Ferpeter befand, empfangen und gefragt, was denn heute los sei, ob sie goldene Hochzeit feierten. Der Schuster David machte dem Krafkeel ein Ende, indem er stolz erdörerte, es komme ein nobler Besuch, über den sie alle die Augen aufreißen würden. Dann setzte er sich mit seiner Gattin an einen freien Tisch und schaffte einen Liter Spezial mit drei Gläsern an. Zimmer wieder schaute er auf seine Uhr, allein Viertelstunde auf Viertelstunde verrann und kein Vetter aus Amerika ließ sich blicken. Er und die Nesi verzickerten in Ungeduld und bald ging das eine, bald das andere Ausguck halten. Nach halb acht Uhr verließ der Ferpeter die Gaststube, um nach dem zweiten Vettermann zu kundschaffen. ... Nichtig, auf der Straße hinter dem Wirtshause trabte schon der Schneider einher. Auch er hatte seine Ehehälfte bei sich. In dem Halbdunkel stachen bloß die ungeheuren, grellroten Mänschen, welche beide am Gewand trugen, hervor. Als sie näher kamen, wäre der Ferpeter beinahe irre geworden. Er erkannte den Schneider auf den ersten Blick gar nicht, so war derselbe hergestellt. Mit den langen, schwarzen Hosen und dem glänzenden Schwabenrad, der weit ausgeschnittenen Weste, auf der eine goldene Kette baumelte, mit dem steifen Vorhemd, dem schneeweißen Stragen und ebensolcher Krawatte, mit dem funkelnden Zylinderhut über dem glattrasierten Gesicht nahm er sich wie der feinste Stadtherr aus. Auch seine Gattin trug sich modisch und beide hatten so lange rote Schleifen an der Brust, als ob sie irrend als Festordner angestellt

wären. ... Vergnügt kicherte der Ferpeter in sich hinein, dann sagte er grüßend:

„Guten Abend, Meister Serbaz! Er ist schon da; drinnen in der Stube sitzt er.“

„Was, er ist schon da?“ schrie der Schneider; „Himmellondon, das geht dumm. Er hat sich doch erst auf acht Uhr angemeldet.“

Während die treue Kathi ihrem Eheherrn die Kleider zurecht zupfte, eilte der Ferpeter in die Stube und rief laut:

„Draußen steht eine noble Herrschaft — — ist joeben zweispännig angefahren.“

„Was? Wie? Eine Herrschaft?“ lärmte der Schuster, „er ist's, und wir verschlafen's da.“

Mit einem Sprung war er an der Türe und riß diese angeweit auf. — Der Vetter draußen stand im dunklen Hausgange, der Vetter drinnen, mit dem Rücken gegen die trübe Cellampe, hatte den Schatten im Gesicht. Jeder sah vom anderen nur die blinkende Uhrkette, die rot leuchtende Masche und die unklaren Umrisse des Galastaates; sie erkannten sich nicht. Einen Augenblick starrten sie einander an, dann slogen sie sich an den Hals, umarmten und drückten sich wie Zwillingbrüder, die nach langer Trennung sich wiedergefunden. Auch schrien beide zugleich mit tiefgerührter hoher Füstelstimme:

„Vetter, grüß Gott!“ — „Grüß euch Gott, Vetter!“

Der Vetter draußen ging noch wärmer ins Zeug und schmätzte seinem Gegenüber drei heiße Küsse auf — einen an den Mund und zwei an die Wangen —; der Vetter drinnen wollte an Zärtlichkeit nicht zurückbleiben und — schmag, schmag schmag — setzte er dem Unwiderstehlichen ebenfalls drei glühende Küsse — einen auf die Nase und zwei neben beide Ohren —. Während sie sich noch umarmt hielten, drängten die zwei Frauen heran, um auch ihren Senf dazu zu geben. Da blickte aber eine helle Lampe auf, die der Wirt angezündet hatte, und beleuchtete das rührende Schauspiel. Zugleich riefen mehrere Stimmen:

„Hurrah, die große Veröhnungsfeier! — Der europäische Frieden ist gesichert!“

„Brandtrauben!“ kreischte die dicke Wirtin; „ein Himmelswunder ist geschehen — der Schuster und Schneider küssen einander.“

Nun ließen die zwei Vettern voneinander und blickten sich im grellen Lampenlicht schärfer an. Der Schuster erkannte in dem so heiß Umarmten den Schneider und der Schneider den Schuster. Wie zwei Krellkugeln, die unvermutet zusammengeplatzt sind, fuhren sie auseinander; der Schneider wischte sich heftig den Mund ab und machte: „Brr — brr — brr —“ der Schuster spuckte dreimal aus und sagte: „Pfui Teufel!“ — dann begann folgende Metten:

„Was tußt denn du da, du Schuster?“

„Was hast du hier zu suchen?“

„Ich warte auf den Vetter aus Amerika; mir hat er geschrieben.“

„D
mir!“

„S
schmed

Si

aus

lesen

wurde

Schup

daß j

streich

gleich

nicht,

Sunde

tosend

rief:

„W
man r

spazier

Friede

AM

„D
zabnte

leine

ich wa

allein

komme

W

„N
dunkle

Die W

heimke

herunt

ein me

Ob's il

hat er

er von

erstehe

tet. S

er g'f

haben,

wie de

ahnden

dem P

langen

ist der

gweser

einer k

bringt.

Xaveri

San

hinauf

ists gr

mal an

Wald

komme

„Das ist nicht wahr; geschrieben hat er mir!“

„Ich hab' den Brief zur Hand, — da spiß'.“

„Ich hab' den Brief auch hier — da schmed'.“

Sie rissen sich gegenseitig die Schreiben aus den Händen und begannen fieberhaft zu lesen. Je länger sie lasen, desto jämmerlicher wurden ihre Mienen. Es fiel ihnen wie Schuppen von den Augen und sie erkannten, daß sie beide das Opfer eines Schalksnarrenstreiches waren. Eine zeitlang standen sie da gleich zwei gerupften Hähnen und wußten nicht, sollten sie krähen oder krazen. Das halbe Hundert Zuschauer rundum brach in ein tosendes Gelächter aus, der Schlüsselwirt aber rief:

„Wenn man einander gebüßt hat, darf man nicht mehr beißen. — Jetzt nur herein-spaziert, meine Herrschaften, der westfälische Frieden muß mit Wein begossen werden.“

Allein das ging den beiden zu hoch.

„Danke schön für die gute Mahnung,“ zählte der Schuster giftig; „wir brauchen keine Friedensstifter. Wenn der Serbaz und ich was auszumachen haben, werden wir schon allein fertig Der Spaß soll euch teuer kommen!“

„Ja, wir tragen unsere Musik selber aus, der David und ich, wir brauchen keine Balgtreter,“ geiferte der Schneider; „und den Spott lassen wir uns nicht gefallen. Morgen geh' ich kragen — du bist mein Zeuge, Schwager.“

„Und du, Schwager, bist mein Zeuge, ich krag' auch; — die ganze Bande muß ins Zuchthaus.“

„Ins Kriminal müssen sie, ehevor geben wir nicht auf.“

„Und nicht mehr hereinschauen tun wir in diese Gisthütte.“

„Seinen gepanschten Krazer mag der Wirt selber trinken.“

Hocherhobenen Hauptes, ihre Frauen in der Mitte, begleitet vom schallenden Gelächter, zogen die zwei „Bettlern aus Amerika“ ab. Was kein gütliches Zureden vermocht hatte, war durch den gemeinsamen Hineinfall in die gleiche Patsche erreicht. Die feindlichen Schwäger wurden einig und schlossen ein Trugbündnis gegen ihre beiderseitigen Spötter. Von einer gerichtlichen Klage wider dieselben nahmen sie Abstand, da sie zur Schande nicht auch den Schaden haben mochten. Am nächsten Sonntag trieten der Serbaz und der David vor des Pfarrers Beichtstuhl. Und fortan blieb Frieden im Lande.

Wie der Weisenzaver wieder einmal betete.

Von Hugo Wiegler.

Um einen Abend im März ist's gewesen, um die Ostern rum. Um die Zeit fangt es meist um 8 oder noch früher an zu dunkeln. Schön Wetter ist's gewesen untertags. Die Buren sind von der ersten Feldarbeit heimkommen, und die Holzmacher vom Wald herunter. Der Weisenzaver ist am Abend noch ein wenig über Feld gegangen, dem Wald zu. Ob's ihn nit glitten hat daheim? Ostergedanken hat er sicher keine g'habt. Ich glaub eher, daß er von jenem Engel kommen ist, der kein Auf-erstehen, wohl aber oft ein Untergehen bedeutet. Keiner hätt's dem Xaveri glaubt, wenn er g'sagt hätt, er möcht noch ein wenig Ruh haben, denn den Xaveri hat's herumtrieben, wie den ewigen Jud. Wohl aber hat mancher ahnden mögen, der Xaveri woll am End heut dem Pfunder aufpassen, seinem Erzfeind von langen Prozeßzeiten her. In der Fastenandacht ist der Xaver am dem Abend einmal sicher nit gewesen. Hoho, was er für Reden führt, wenn einer das G'spräch auf den Pfarrer und Ostern bringt. Beten, ha beten! So was hat der Xaveri nit nötig.

Langsam ist er den kerzengeraden Waldweg hinauf, dem Heiterenberg zu. Gruslig still ist's gewesen. Zu was sich der Xaver auf einmal an einen Stamm hinstellt, ein wenig im Wald drin? Hat er etwas den Wald runter kommen hören? Denkt er: So, da gib't's jett

Glegenheit, einem eins auszuweisen, daß er gnug hat, bis zum jüngsten Tag? — Ja, so hat der Xaveri vielleicht denkt. Aber, hal' . . . Was ist denn das? — Zuerst hat er schon rufen wollen: „halt! Wer da? — So, jett kommst mir einmal recht!“ Aber, kein Wörtle hat er rausbracht. Kein Blutstropfen hätt' er jett geben, der Xaveri, kein Blutstropfen. Eine Gestalt, nein, 's ist eigentlich gar keine Gestalt — ein Stück, ein grusliges Holz kommt grad auf ihn zu. Gern hätt der Xaveri g'sucht, aber . . . hoch aufgerichtet kommt wahrhaftig, 's ist kein Trug, das Kreuz vom Kalvarienberg einher, wie getragen von zwei Knechten. Schwache Sternlein bescheinen nur ein wenig das grau-sige Gespenst. Es bewegt sich Schritt für Schritt, ganz langsam, weiter. Und mit jedem Schritt winkt es dem dort stehenden Xaveri zu. Warum brennt er nit durch, der Xaveri? Ja, weiß der . . . Die Beine versagen dem Xaveri heut den Dienst. — Das Heilandskreuz. — Xaveri kann ganz deutlich die ausgestreckten Arme des gekreuzigten Erlösers erkennen. Und, was ist das? Hört er nicht drüben auf dem Gottesacker das Sterbeglöcklein erklingen? Und Totengebeine klappern? Hu! Kommt am End der jüngste Tag? Näher und näher schleicht das Kreuz. Immer näher.

Da hat's den Xaver auf einmal packt, wie schon lang nimmer.

„Vater unser... Vergib uns... Jetzt und in der Stunde unsres Absterbens Amen.“

Aber, was ist auf einmal das? Hat ihn einer ghänfelt? Wo ist das wandelnde Kreuz hingekommen? — Die Heilandskron' ist ja ein ... Rechen. Ja, ein Rechen ist's, der aus einer Kräze lugt. Und die Beine, es sind nur zwei, sind die der ... alten Holzerties', die heimggeht so spät vom trocknen Gras zusammenmachen und Holz.

Sie hat ihn hoffentlich doch nit beten hören, die alt ... Hez!

Guten Abend. —

Zum 100. Geburtstage des päpstl. Generals Freih. v. Kanzler

Der letzte päpstliche General und Kriegsminister Freiherr v. Kanzler, der durch seinen Sieg über den italienischen Bandenführer Garibaldi und die Verteidigung Roms gegen die Italiener



bekannt geworden ist, war ein Sohn unseres badischen Heimatlandes. Am 28. März 1822 waren es 100 Jahre, daß er in Weingarten bei Durlach als Sohn des dortigen Steuerperäquators geboren wurde. Seine Jugend verlebte er in Bruchsal, wo auch sein jüngerer Bruder Julius in den 80er Jahren Oberbürgermeister war.

Ihren Rosenkranz fromm weiterbetend, geht die Alte der Stadt zu.

Jaja, das böse Gewissen hat schon manchem einen Spul gespielt. Und, es gibt doch ein gutes Mittel, sein Gewissen zu befreien. Der Xaveri hat sich's gmerkt. Er hat denkt: Lieber bet ich jetzt wieder alle Tag, als noch einmal im Wald, wenn die alt' Holzerties den Berg rab kommt. Und er hat's auch gehalten, zur Freud seiner Frau und seiner Kinder. Und des Pfunder, seines Prozeßfeinds.

Sie sind bald darnach ganz gute Freund worden zsammen.

Nachdem Kanzler kurze Zeit badischer Dragonerleutnant gewesen war, trat er, 23 Jahre alt, 1845 als Leutnant ins päpstliche Heer. In dem Revolutionsjahre 1848 rettete Kanzler den edlen Papst Pius IX. vor dem wütenden Pöbel Roms durch nächtliche Flucht auf neapolitanisches Gebiet. Für diese Tat der Treue und sonst bemiesene Tapferkeit wurde Kanzler im Jahre 1850 Stabsmajor.

Im Jahre 1860 zeichnete er sich im Kampfe gegen die Truppen des Königs von Sardinien — Piemont, deren Angriff auf die Vernichtung des Kirchenstaates abzielte, so sehr aus, daß er zum General ernannt wurde. Doch konnte nicht verhindert werden, daß der weit überlegene Feind den größten Teil des Kirchenstaates an sich riß. 1865 berief der Papst Kanzler an die Spitze des etwa 10 000 Mann zählenden päpstlichen Heeres, in das sich zum Schutze des hl. Vaters zahlreiche Grafen- und Fürstensöhne hatten einreihen lassen.

Mit bewunderungswürdiger Umsicht und Energie setzte der Generalissimus die vernachlässigten Verteidigungsmittel des Kirchenstaates in Stand, wohl ahnend, daß die letzte Entscheidung bevorstehe.

Ein unergängliches Ruhmesblatt Kanzlers bedeutet sein Sieg über die dreifach überlegenen Freischaren Garibaldis bei Mentana im Jahre 1867, als man Rom schon verloren glaubte. Im September 1870, als Napoleon infolge seiner Gefangennahme bei Sedan außerstande war, des Papstes politische Unabhängigkeit zu schützen, führte König Viktor Emmanuel den letzten Schlag gegen den Kirchenstaat. Kanzler leitete die Verteidigung der Stadt, mußte aber am 20. September 1870 auf Befehl des Papstes einem siebenfach überlegenen Feinde gegenüber kapitulieren.

Als treuer Freund und Berater des hl. Vaters blieb er jedoch im Vatikan bis zu seinem Tode am 6. Januar 1888. Für seine Verdienste war er von Papst Leo XIII. in den erblichen Freiherrnstand erhoben worden. Kanzlers Nachkommen finden sich noch heute in Rom.

Der Burggraf.

Von J. L a s.

Eines Tages bekam Dr. Profsch folgendes Telegramm:

Willst Du Hof übernehmen, sonst verkaufe ich Vater worauf er, zumal sein Vater ihm die Rückantwort bezahlt hatte, sofort zurücktelegraphierte:

Verkaufe ruhig ich verzichte auf Hofbewirtschaftung Hermann.

Diese beiden inhaltschweren Telegramme waren vor reichlich 10 Jahren zwischen Profsch Vater und Profsch Sohn gewechselt worden.

Dr. Hermann Profsch hatte also auf Uebernahme des großen väterlichen Bauerngutes verzichtet und damit seiner Heimat endgültig den Rücken gekehrt. Er fühlte sich als studierter Landwirt und Wissenschaftler in seiner rein theoretischen Stellung viel wohler, wie in den engen Verhältnissen seines Heimatdorfes und hatte das seinem Vater wiederholt zu verstehen gegeben.

Dieser, ein zäher knorriger Bauer von altem Schlage konnte sich in die Denkweise seines Sohnes nicht einfinden, und als er das absagende Telegramm erhielt, verkaufte er das seit Generationen in der Familie befindliche Gut und zog mit seiner Frau in die Stadt. Sei es, daß das Stadtleben ihm nicht zusagte, oder daß die Heimatflucht seines Sohnes ihn zu sehr gekränkt hatte, kurz er starb bald darauf.

Inzwischen kam der große Krieg und Dr. Hermann Profsch mußte seine Familie, Frau und Kinder, verlassen und ins Feld ziehen. Während er auf dem fernen Kriegsschauplatz weilte, erreichte ihn die Nachricht vom Tode seiner Mutter so spät, daß er doch nicht mehr rechtzeitig zu Hause sein konnte und daher die Regelung der Familienverhältnisse bis zu einer gelegeneren Zeit verschob.

Mit dem Schlusse des Krieges lehrte Profsch in seine ursprüngliche Stellung zurück, aber die entstandenen politischen Wirren und die damit verbundenen Folgen zwangen ihn, seine Stellung zu verlassen, da die Gebietsstelle, in denen er tätig gewesen war, dem Reiche verloren gingen.

So stand er gegenüber dem Nichts und kam zum ersten Male seit langer Zeit zum Einssehen, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, wenn er nicht so leichtfertig auf die väterliche Scholle verzichtet und der Heimat den Rücken gekehrt hätte. Dazu kam, daß Frau und Kinder während des Krieges durch die schlechte Ernährung in der Stadt gesundheitlich sehr Schaden gelitten hatten und immerfort vom Landleben schwärmten.

Kurz entschlossen setzte sich daher Dr. Profsch eines Tages auf die Bahn und fuhr

in seine Heimat, um endlich festzustellen, was mit dem elterlichen Erbteil geschehen, zumal er bis jetzt keinerlei Nachricht in dieser Richtung erhalten hatte.

In seinem Heimatdorf angekommen, wurde er von dem Gemeindevorsteher an den Pfarrer des Ortes verwiesen, der, wie man wußte, kurz vor dem Tode der Mutter Profsch längere Zeit mit dieser verhandelt hatte. Als er sich dem weißhaarigen Pfarrer vorstellte, huschte ein sarkastisches Lächeln über dessen gefurchtes Antlitz.

„Willkommen in der Heimat“, meinte er freundlich, indem er Dr. Profsch die Hand schüttelte.

„Darf ich vielleicht fragen, Herr Pfarrer, ob Sie darüber unterrichtet sind, in welcher Weise der Nachlaß meiner Eltern geregelt wurde?“

„Ich kann Ihnen hierüber wohl bestimmte Auskunft erteilen, bin aber dazu laut Testament Ihres Vaters nur unter gewissen Voraussetzungen berechtigt. Ob diese zutreffen, hängt davon ab, welche Pläne Sie für die Zukunft haben.“

Nun erzählte Profsch dem Pfarrer, wie es ihm in der letzten Zeit in der Ferne gegangen sei, und daß er es sehr bedauere, daß er seinerzeit so leichtfertig auf das väterliche Gut verzichtet und die Heimat verlassen habe. Er wolle sich jetzt, geh es wie es gehe, in seiner Heimat niederlassen und wenn er auch mit Kleinem anfangen müsse. Er sehe ein, daß Heimlosigkeit für ihn die schwerste Strafe bedeuten würde.

„Mein lieber junger Freund“, sagte der Pfarrer darauf lächelnd. „Ihr Vater scheint Sie besser gekannt zu haben, wie Sie selbst, hier ist das Testament.“

Dieses lautete folgendermaßen:

„Wenn mein Sohn innerhalb eines Zeitraums von 20 Jahren einzieht, daß er falsch gehandelt und reumütig in seine Heimat zurückkehrt, so bestimme ich folgendes:

Sein väterliches Gut, auf das er verzichtet hat, soll ihm verloren bleiben, dagegen habe ich den Burgberg mit der Burgruine und die zugehörigen Ländereien angekauft und setze meinen Sohn zum Erben hierüber ein.

Zum Verwalter über die ganze Erbschaftsmasse bis zur Rückkunft meines Sohnes ist der jeweilige Pfarrer seines Heimatortes eingesetzt, der meinem Sohn auch aus der Masse ein nicht zu knapp bemessenes Betriebskapital für die Bearbeitung seines Burggutes zur Verfügung stellen soll. Da mein Sohn sich zu gut für die Führung der väterlichen Wirtschaft dünkte, und etwas hoch hinaus wollte, denke ich, daß der Burgberg ihm wohl in seiner Höhe genügen wird.

Zeigt mein Sohn, daß er tüchtig ist und auf dem Burggut etwas Rechtes zuwege bringt, so ist der Erbschaftsverweiser angewiesen, 10 Jahre nach der Rückkehr meines Sohnes ihm mein Zusage Testament bekannt zu geben.“ Das Testament war von dem alten Profsch unterschrieben, seine Unterschrift notariell beglaubigt.

Nachdem Dr. Profsch das Testament gelesen, wollte er im ersten Aerger aufspringen und auf den ganzen Krempel verzichten, denn der Burgberg sowohl wie die zugehörigen Acker waren alles nur nicht erntbar. Aber blitzschnell durchfuhr ihn der Gedanke, Strafe hast Du verdient, aber Dein Vater soll sehen, daß Du auch aus diesem minderwertigen Gut etwas schaffen kannst.

Zum Pfarrer gewendet sagte er: „Herr Pfarrer, ich nehme die Bedingungen des Testaments an und treue mit dem heutigen Tage die mir zuge dachte Erbschaft, den Burgberg mit Zubehör an. Den väterlichen Sarkasmus nehme ich noch nachträglich gern in Kauf, denn ich habe ihn verdient, aber ich habe vom Vater auch den zähen Charakter geerbt und hoffe, daß es mir gelingen wird, Ihnen in einer kürzeren Frist, wie 10 Jahre, den Beweis zu erbringen, daß ich aus dem verwilderten Burgberg und den verwahrlosten Ackern etwas Vernünftiges schaffen werde.“

Wer freute sich mehr, wie Frau Profsch, der achtjährige Hans und die fünfjährige Gretel, als ihnen der Vater mitteilte, daß sie Burgbesitzer geworden seien. Hans schwärmte schon von Rittern und Gespenstern während die Kleine Gretel sich mehr auf Wald, Feld und Wiese freute, Dinge, die sie allerdings bisher nur aus Bilderbüchern kannte.

Die Ueberfiedlung ging schnell von statten, die Burgwohnung war alles andere, nur nicht hochherrlichlich, sie bestand aus einem kleinen Fachwerkhaus, das an die alte Mauer angelehnt war. Auch die Wirtschaftsgebäude bestanden aus ähnlichen notdürftigen Bauten, die zum Teil infolge jahrelanger Verwahrlosung dringend der Ausbesserung bedurften.

Alle Welt lachte im Dorf und der Umgegend, als sie davon erfuhr, daß der stolze Großbauernsohn die Absicht habe, das verwahrloste Burggut, an dem das Wertvollste noch die Ruinen waren, zu übernehmen. Mit zähem Fleiß und unbeirrter Energie aber ging der Besitzer dieses gewissermaßen lächerlichen Besitztums an die Arbeit.

Nachdem die nötigen Gespanne und Arbeitskräfte eingestellt waren, wurden die Felder sorgfältig bestellt, den mangelnden Stalldünger mußte Gründünger und Kunstdünger in jeder Form ersetzen, die Felder wurden zuerst sachgemäß gefalzt, erhielten außerdem Kali, Phosphorsäure und Stickstoff. — und das übrige mußte dem lieben Gott überlassen bleiben.

Schwieriger gestaltete sich die Kultivierung des grohen und weitläufigen Schloßberges. Dr. Profsch nahm nicht mit Unrecht an, daß

die alten Gartenanlagen, die zweifellos vorhanden gewesen waren, durch Gestrüpp und Buschwerk nur bedeckt und überwuchert seien. Die ihm entbehrlich scheinenden Bäume, die den Burgberg bedeckten, wurden, soweit sie sich eigneten, zu Bauholz für spätere Zeiten verarbeitet und nun begann die Urbarmachung der Wildnis.

Wenn in den nahen Flußtalern die Weinrebe seit Jahrhunderten mit Erfolg angebaut wurde, so mußte mindestens auf dem Burgberg sich ein erntbares Obst und Gemüse ziehen lassen. Von diesem Gedanken ausgehend wurde die Kultur des Burgberges von ihm in Angriff genommen.

„Der Burggraf“, wie ihn scherzend die Bauern nannten, „ist verrückt geworden“, hieß es allgemein in der Gegend, als man sah, was Dr. Profsch mit der Wildnis beabsichtigte. Sogar seine Frau schüttelte zweifelnd den Kopf, worauf ihr Mann ihr ganz ruhig erklärte: „Mein Liebes Kind, die Bauern hier wirtschaften noch nach Großväterweise und haben wenig Ahnung, was sich mit modernen Hilfsmitteln aus dem Boden herausholen läßt. Ich glaube mit Sicherheit versprechen zu können, daß in einigen Jahren sowohl meine Acker, wie auch die Anlagen des Burgberges im Ertrag nicht mehr hinter dem Bauernland zurückstehen werden. Ich bin meines Erfolges sicher. — Und so war es auch. Schon nach zwei Jahren zeigte sich, daß Dr. Profsch sich nicht verrechnet hatte. Durch Verwendung von Gründünger, Kompost, Kali, Phosphorsäure und den bekannten Stickstoffdüngern, wie schwefelhaftes Ammoniak, Kaliammonsalpeter, Ammoniumsulfat, Salpeter und ähnliche, zusammen mit erntfähigem, den Verhältnissen angepaßtem Saatgut, war er imstande, zumal noch die Stallmist-erzeugung mit der Zeit gestiegen war, seinen Nachbarn eine Ernte vorzuführen, die diese sich auf dem verwahrlosten Burgberg und den zugehörigen Ackern nie hätten träumen lassen, sodas wir sicher annehmen können, daß nach Ablauf von 10 Jahren das Zusage Testament des alten Profsch seinem Sohn bekannt gegeben und er in dessen Rechte eingeseht wird.“

Wir aber können vorwiegendweise den Schleier des Geheimnisses von diesem Testament lüften. Es ist darin gesagt, daß der jetzige Eigentümer des alten Profschschen Hofgutes dem Sohne des ehemaligen Besitzers oder seinen rechtlichen Nachfolgern das Rückkaufsrecht einräumen mußte und da der einzige Sohn des jetzigen Besitzers im Felde gefallen ist, kann Dr. Hermann Profsch damit rechnen, daß ihm im Laufe der Zeit die Möglichkeit geboten ist, das väterliche Besitztum zurückzuerwerben.

Außerdem steht ihm nach diesem Nachtragstestament noch ein größeres Gut angelegtes Vermögen zur Verfügung, sodas sowohl der Hansel als auch die Gretel Aussicht haben, daß sie beide, der eine auf der Burg, die andere im Tal, ihr Leben auf den väter-

lichen
beizue
seine
werden
die
pflanz
Abir
ange
gend
Se

Die

Die
schreib
einer j
zur Ho
Spielge
felt wi
bedeute
beim L
zählt, j
3) bed
werden
ruft er
Beispi
von zu
4, so
plus f
Kreise
angefo
und sa
spiels i
Dann
hat der

Hans
ihm an
auch e
paß m
vom L
ein Kr
er, „n
wegwis
meiner
Hans i
glaubst
Richard
Freund
höchste
Richard
„Und
„Sehr
etwas
teller g
Kreuzes
daran

tichen Bestrebungen sorgenfrei, wenn auch arbeitsreich verbringen können. Dafür, daß seine Kinder nicht auch der Heimat untrou werden, sorgt Dr. Profsch, indem er ihnen die Heimatliebe von jung auf ins Herz pflanzt, sodas sein Geschlecht nach einer kurzen Abirrung wohl noch für lange Zeiten eine angesehenere und führende Rolle in der Gegend spielen wird.

Seine Nachbarn haben von ihm gelernt,

mit welchem Erfolg unter Ausnutzung aller modernen Hilfsmittel die Landwirtschaft betrieben werden kann, haben es aber längst aufgegeben, über den von ihnen oft bespötelten „Burggrafen“ noch zu lachen, denn vor niemand hat der Bauer mehr Respekt, wie vor dem, der sein Geschäft versteht und tüchtig, arbeitssam und fleißig, dann voller Liebe für die ihm anvertraute oder angestammte Scholle ist.

Etwas für die Kinder.

Glückspiel im Kreise.

Die Spieler setzen sich um einen Tisch, schreiben auf ein Blatt Papier den Namen einer jeden Person und nehmen einen Würfel zur Hand, der im Kreise herumgehen soll. Als Spielgesetz gilt: Jede gerade Zahl, die gewürfelt wird (wie 2 und 4) hat ein „plus“ zu bedeuten und wird dem Ergebnis, das sich beim Vorspieler durch Berechnen ergab, zugezählt, jede ungerade Zahl dagegen (wie 1 und 3) bedeutet ein „minus“ und muß abgezogen werden. Gesezt den Fall, A. würfelt 2, so ruft er aus: „Zwei plus“. Erzielt nun B. zum Beispiel 3, so wird er anfragen müssen: „Drei von zwei plus ist eins minus“. Würfelt C. 4, so hiesse es nun: „Eins minus und vier plus sind drei plus“ usw. So geht es im Kreise herum. Ist der Würfel bei A. wieder angekommen, so würfelt dieser noch einmal und schreibt dann sein Resultat des „Glückspiels im Kreise“ auf. Es käme nun B. daran! Dann C. u. s. f. Hat jeder sein Resultat, so hat der gewonnen, der das höchste Plus besitzt.

*

Das rätselhafte Kreuz.

Hans besuchte seinen Freund Richard. Bei ihm angekommen, meinte letzterer: „Ich habe auch ein kleines Zauberstückchen zu zeigen; paß mal auf!“ Richard nahm nun die Decke vom Tisch und malte mit einem Stück Kreide ein Kreuz auf die Tischplatte. „So“, sagte er, „nun werde ich das Kreuz mit der Hand wegwischen — so aber, daß das Kreuz auf meiner Hand erscheinen wird.“ — „Oho!“ rief Hans und untersuchte Richards Hand. „Du glaubst es nicht? Paß auf!“ — Rasch wischte Richard das Kreuz weg und hielt dann seinem Freunde den Handteller vors Gesicht. Aufs höchste überrascht, sah nun Hans wirklich auf Richards Handteller ein Kreuz wie von Kreide. „Und wie hast du das gemacht?“ rief er. „Sehr einfach; ich habe mir, ehe du kamst, mit etwas Wachs (Kerze) ein Kreuz auf den Handteller gezeichnet und beim Wegwischen des Kreuzes auf dem Tische ist der Kreidestaub daran haften geblieben.“

Namenspiel.

Ein hübsches Unterhaltungsspiel für mehrere Kinder! Ihr setzt Euch zu einem geschlossenen Kreise auf Stühle und nennt der Reihe nach je einen Namen, dessen Anfangsbuchstabe mit dem zweiten Buchstaben des vorhergegangenen Namens übereinstimmt. Wenn also der Erste „Alfred“ ausruft, so muß der Zweite einen Namen mit dem Anfangsbuchstaben F ersinnen, zum Beispiel „Fene“. Da nun der zweite Buchstabe von Fene „e“ ist, so nennt der Dritte vielleicht „Emma“, der Vierte (m) „Morih“ usw. Wer keinen Namen zu nennen weiß, gibt ein Pfand. Haben sich genug Pfänder angesammelt, so werden sie verlost oder auf die gewöhnliche Art ausgepfändet. Durch dieses hübsche Spiel lernt ihr nach und nach eine große Anzahl Mädchen- und Knabennamen kennen.

*

Wie kommt's?

Ein lustiges Spiel ist das folgende. Zwei Personen setzen sich an einen Tisch und jede versieht sich mit einem Streifen Papier und einem Bleistift. Nun schreibt jeder von beiden ganz oben an den Rand irgend eine Frage, die mit „Wie kommt's?“ beginnt. Darauf wird der beschriebene Rand umgebrochen und das Papier vertauscht, worauf nun irgend eine Antwort, die mit „Weil“ zu beginnen hat, hingeschrieben wird. Ist dieses geschehen, so wird abermals umgefaltet, worauf die Zettel zur Niederschrift einer neuen Frage vertauscht werden usw. Sind die Papierstreifen aufgebraucht, so werden sie auseinandergewickelt und abgelesen. Hier eins der drolligen Gespräche, die da zustande kommen: „Wie kommt's, daß unser Laubfrosch quakt? Weil Hans heute sehr unartig ist! Wie kommt's, daß Lieschen gestern eine Ratte sah? Weil der Kanarienvogel hinten den Schwanz und vorn den Kopf hat!“ Sind mehrere Spieler vorhanden, so ist dieses Spiel ebenfalls möglich, und die Zettel dürften dann nur an den rechten Nachbar weitergegeben werden.